

KULTUR

www.badische-zeitung.de/kultur

„Geschichte ist immer Gegenwart“

Eckhart Conzes „Die Suche nach Sicherheit“ ist eine Geschichte der Bundesrepublik aus der Perspektive der Gegenwart. *Seite 11*

Nicht ohne Nebenwirkungen

Arte zeigt im Themenabend „Auf Kosten der Gesundheit“ Beispiele für gegenwärtige und künftige Probleme in der Medizin. *Seite 11*

Sport: Bundesliga trotz der Krise

Ungeachtet der weltweiten Wirtschaftskrise investieren die 18 Fußball-Bundesliga-Klubs 212 Millionen Euro in neue Spieler. *Seite 13*

Wirtschaft: Schutz vor Inflation?

Immobilien gelten in Deutschland als sicherer Inflationsschutz. Experten warnen jedoch vor Pauschalurteilen. *Seite 16*

Beflügelt im Oberwallis

Beim Spycher-Preis in Leuk gerät die Literatur im Zwischenreich von Natur und Kultur hoch über dem Rhonetal auf ganz eigene Wege

Das Knacken und Knirschen der Engelsflügel hörte man nicht. Leuk, das zauberhafte, mediterran anmutende Städtchen, liegt eben nicht in Schwaben oder in Bulgarien, sondern im Oberwallis, nein es liegt nicht, sondern wacht: hoch über dem weit ausgeschnittenen Rhonetal – ein beseligender topographischer Glücksfall, aus dem dem ehemaligen Bischofssitz seit dem Mittelalter Wohlstand zuwuchs, da er eine wichtige Station an der Handelsstraße zwischen dem Genfersee und Mailand war. Fast jedoch hätte man meinen können, im Schloss von Leuk, das eine streng aufragende Festung ist mit einer wunderbar verspielten Kuppel des Architekten Mario Botta, das wenig ätherische



Verwunschen modern: Unter Mario Bottas Leuker Schlosskuppel ist auch die diesjährige Spycher-Preisträgerin Sibylle Lewitscharoff (links) gut aufgehoben. FOTOS: STIFTUNG SCHLOSS LEUK / THOMAS ANDENMATTEN



Geräusch der „goldflamenden“ Heerscharen aus einem mit ihnen „vollgestopften“ Himmel doch zu vernehmen. So suggestiv begleitet es die virtuose Laudatio von Tilmann Krause, Literaturredakteur der Zeitung *Die Welt*, auf Sibylle Lewitscharoff, die Engelversteherin und 16. Trägerin des Literaturpreises Leuk, der den – für Nicht-Schweizer – rätselhaften Namen „Spycher“ trägt. Spycher nennt man die wegen der Mäuse aufgestellten Getreidespeicher. Von hier ist der metaphorische Weg zum Speicher-

medium Literatur nicht lang. Vielleicht lassen sich die Engel demnächst ja tatsächlich in dieser sehr katholischen Gegend nieder. Es würde passen. Auch wenn Sibylle Lewitscharoff im pietistischen Stuttgart aufgewachsen ist: Ihr orthodoxer bulgarischer Vater hat die protestantische Strenge und Enge immer schon durchkreuzt – wovon das eigensinnige literarische Werk der studierten Religionswissenschaftlerin in seiner unnachahmlichen Verquickung von böse beißendem Spott und hemmungloser Schönheitssucht Kunde gibt. Für ihre drei Romane „Montgomery“, „Consummatus“ und „Apostoloff“ (die Reise zweier Schwestern nach Bulgarien, ins Reich [post]kommunistischer Zerstörung, hat ihr im Frühjahr bereits den Preis der Leipziger Buchmesse eingebracht) hat Lewitscharoff am Wochenende offizi-

ell ein Walliser Wohnrecht für fünf Jahre erworben: In dieser Zeit darf, kann, soll sie sich für vier bis acht Wochen in Leuk oder einem der zur Gemeinde gehörenden verstreuten Weiler aufhalten: eine Art Stadtschreibertum in Raten, das nachhaltiger an den Ort und seine Umgebung bindet als jedes einmalige Stipendium für einen „Writer in Residence“. Es muss an dieser besonderen Ausstattung des „Spycher“ liegen, dass er anders als übliche Literaturpreise eine geradezu magische Anziehungskraft entfaltet. Die gewaltigen Berge und die Autoren, die sich in der Regel aus den Städten des Flachlands hierhin nicht ohne Mühen und Ängste vor unwegsamer Einsamkeit aufmachen, scheinen oft genug eine literarisch fruchtbare Verbindung einzugehen: Gerhard Falkner, Spycher-Preisträger von 2006, lässt hier seine zündelnde Novelle „Bruno“ über die missglückende

Begegnung mit einem Problembären spielen. Und Felicitas Hoppe, die ihr Wohnrecht für das vorübergehende Leben in einer ehemaligen Einsiedelei mit direktem Zugang zur barocken Ringwaldkapelle nutzte, hat dort den „Besten Platz der Welt“ entdeckt – so der Titel ihrer versponnen hellwachen Erzählung. Mit ihr feierte die bei der Zürcher Verlegerin Sabine Dörlemann bestens aufgehobene bibliophile „Edition Spycher“ im wehrhaften Turm des Leuker Rathauses, der dem Schloss bürgerstolz Paroli bietet, Premiere. Herausgeber der Reihe, die den zu Unrecht noch verhaltenen Ruf des „Spycher“ weiter in die Welt hinaustragen wird, ist der in Berlin lebende Schriftsteller Thomas Hettche. Der erfinderische Spiritus Rector des von der Stiftung Schloss Leuk seit 2001 ausgelobten Preises hat sich längst ein dauerhaftes Wohnrecht im Oberwallis erworben und hier

seinen Zweitwohnsitz aufgeschlagen. Man kann das verstehen.

Hettches Idee war es auch, am Tag vor der Preisvergabe in dem großartigen Schlossgemäuer, das seit 2005 mit langem Atem und hoffentlich nicht versiegenden Mitteln aus dem Kanton und von privaten Sponsoren zum Kulturzentrum umgebaut wird, erstmals ehemalige Spycher-Preisträger zum Werkstattgespräch einzuladen. Es versammelten sich um einen mit einer theatralisch roten Decke bedeckten Tisch vor einem grandiosen Panoramablick – wie nicht anders zu erwarten – nicht gerade die unbekanntesten Autoren, um aus noch nicht veröffentlichten Texten zu lesen und darüber ins Gespräch zu kommen – was unter der kundigen Moderation von NZZ-Literaturchef Roman Bucheli und Lektor Christian Döring erstaunlich gut gelang.

Vielleicht hatte es ja auch etwas mit der allen zivilisatorischen Eingriffen trotzen erhabenen Macht der alpinen Natur zu tun, dass sich das Gespräch fast wie von Zauberhand geführt dem Verhältnis zwischen Mensch und Tier zuwandte. Nicht unwesentlich dazu bei trugen die Texte von Sibylle Lewitscharoff – wo fünf sibirische Wölfe auf einer mythischen bulgarischen Insel Gesänge in Kirchenslawisch anstimmen –, Thomas Hettche, dessen im Frühjahr erscheinender Roman „Die Liebe der Väter“ in einem Sylter Silvesternachtsalptraum alle vermeintlich festen Grenzen zwischen Tier und Mensch porös werden lässt, und, vor allem, Marcel Beyer, der in einem scharf geschliffenen Essay überraschend den Tierforscher Konrad Lorenz mit dem Menschenforscher Elias Canetti kurzschließt.

Da hätte man bereits das Geräusch von Flügeln hören können: kein Knirschen und Knacken, sondern das Rauschen von Nils Holgersons Wildgänsen, in die sich das Kind Konrad am liebsten verwandelt hätte. In Leuk, im Zwischenreich von Natur und Kultur, gerät die Literatur abseits vom Betrieb auf ganz eigene, wunderbare Wege. *Bettina Schulte*

Am Mythos wird nicht gekratzt

NEU IM KINO: Ang Lees „Taking Woodstock“ ist ein liebenswürdiges Wohlfühl-Movie

„Wer erzählen kann, wie es wirklich war, ist nicht dabei gewesen.“ Von Woodstock sah der Regisseur Ang Lee („Der Eissturm“, „Brokeback Mountain“) seinerzeit nur ein paar Nachrichtenbilder im taiwanischen Fernsehen, da war er 15 Jahre alt. Jetzt nähert er sich dem längst zum Mythos gewordenen Festival durch die Hintertür. In seinem Spielfilm „Taking Woodstock“ lässt Lee die „drei Tage Frieden & Musik“ vom August 1969 sowie entscheidende Wochen davor noch einmal auferstehen – doch das Geschehen auf der Konzertbühne bekommt man nur als fernes Echo mit. Wer Janis Joplin, Jimi Hendrix oder The Who erleben will, wird nach wie vor zu Michael Wadleighs Dokumentarfilm „Woodstock“ greifen.

Ohne den wäre Lees liebenswürdiges Wohlfühl-Movie gar nicht denkbar. Von der berühmten Doku guckt „Taking Woodstock“ nicht nur die gelegentlichen Split Screens ab, sondern auch zu Ikonen gewordene Bilder zwischen Massenspei-

sung und Schlammbad. Sogar die Nonnen mit dem Peace-Zeichen sind wieder da, diesmal als Vignette in einer wundervollen Massenchoreografie: Wir begegnen ihnen während einer kilometerlangen Motorradfahrt im Schrittempo, mitten durchs Gewusel freundlich lächelnder Menschenmassen auf dem Weg zum Festivalgelände. Es ist die größtmögliche Annäherung an einen kollektiven Traum vom Glück, und es ist eine logistische Meisterleistung, wie Lee dieses friedlich-verrückte Durcheinander zu inszenieren versteht. Im Vorbei an den jungen Frauen in der Nonnentracht bringt er dezent einen hübschen Kommentar unter: Dass hier die Finger zum „Peace“ gespreizt werden, ist wohl bloß ein Abwehrschmerz gegen aufdringliche Bildjournalisten.

Am Mythos Woodstock will diese sanfte Komödie nicht kratzen. Als Vorlage dient die nicht immer ganz ernst zu nehmend Erinnerungen Elliot Tibers, der einen Roman darüber schrieb, wie das

Großereignis durch ihn überhaupt erst möglich wurde. Im Film erleben wir diesen Elliot als braven jungen Mann (Demetri Martin), der in der Provinz das heruntergekommene Motel seiner ganz und gar schrecklichen Eltern (Imelda Staunton, Harry Goodman) vor dem Bankrott retten will.

Von „Woodstock“ erfährt er durch eine Zeitungsnote: Fürs ursprünglich vorgesehene Festivalgelände wurde die Genehmigung zurückgezogen. Und weil Elliot eine Lizenz für kulturelle Kleinveranstaltungen hat, setzt er sich flugs mit dem New Yorker Organisator Michael Lang (Jonathan Groff) in Verbindung. Nach viel Hickhack mit der ebenso konservativen wie habgierigen Nachbarschaft wird das Grundstück des Farmers Max Yasgur (Eugene Levy) für die bevorstehende Invasion der Hippies aufgerüstet. Zugleich entsteht im Motel die „Kommandozentrale“ eines Ereignisses, für das man mit 50 000 Zuschauern rechnet. Während sich das



Immer Ärger mit den Eltern: Elliot Teichberg (Demetri Martin, Mitte) mit Vater Jake (Henry Goodman) und Mutter Sonia (Imelda Staunton) FOTO: DDP

große Chaos mit einem Vielfachen an Besuchern abzeichnet, erzählt Lee von Menschen wie dem bärenstarken Transvestiten Vilma (Liev Schreiber) oder Billy (Emile Hirsch), der sich von einem Vietnamtrauma befreien muss – und Elliot hat sein Coming Out, als er sich in einen strammen Bühnenhandwerker verliebt.

In kleinen Geschichten wie diesen steht „Woodstock“ für Aufbruch. Dass spätestens mit diesem Festival ein sehr viel größerer Traum zu Ende ging, deutet allenfalls die Schlusszene an. *Jürgen Frey*

– „Taking Woodstock“ (Regie: Ang Lee) läuft ab Donnerstag im Kino.